

Die Familie soll zusammenhalten

Gespräch mit Gertraud Niopek, 90 Jahre

Frau Gertraud Niopek ist eine selbstbewusste Dame, die Lebensfreude und Lebenserfahrung ausstrahlt. Sie ist keine Frau, die den Mut verliert, auch nicht in Krisenzeiten. Gertraud Niopek packt zu und stellt sich den Herausforderungen des Lebens. Das hat sie immer getan. Diese Lebenserfahrungen haben sie zu einer Persönlichkeit geformt, die voller Wärme und Offenheit Menschen begegnet.

Einmal angestoßen, fließen ihre Erinnerungen nur so aus ihr heraus.

Geboren ist Gertraud Niopek am 18. Mai 1925 in einem Vorort von Leipzig.

Erzählen sie doch ein bisschen aus Ihrem Leben, Frau Niopek.

Hier in diesem Haus sind wir groß geworden (zeigt auf ein Foto). Mein Großvater hat es gebaut.

Das Haus sieht ja aus wie eine Burg.

Ja, das sieht wie eine Burg aus. Das war mein Elternhaus. Wir sind fünf Geschwister und sind auch alle in diesem Haus geboren. Unten wohnte meine eine Großmutter, oben die andere Großmutter und wir wohnen in der Mitte. Als meine Großmutter am 1. April 1933 starb, war es für die Familie wegen der Erbschaftssteuer.



Es ist nicht einfach, so ein großes Haus und so einen riesen Park zu erben. Da haben meine Eltern den Teich zu geschüttet und haben eine Straße bauen lassen, damit sie Grundstücke verkaufen konnten. Damit die Erbschaftssteuer zu bezahlen war. Das war schon ein großer Eingriff.



Meine Mutter, die hat das doch geschafft, das Haus über den Krieg zu retten, zusammen mit Ihrer Schwester. Das war eine Erbengemeinschaft. Mein Vater war auch im Krieg, obwohl er gar nicht gebraucht hätte, weil er im Ersten Weltkrieg schon mit dem Flugzeug abgestürzt war. Er war schwer kriegsbeschädigt. Aber wie es damals war, die Offiziere haben gedacht, ohne sie können wir das Vaterland nicht retten und deswegen ist er wieder in den Krieg gegangen und kam furchtbar krank nach Hause. Er starb auch bald. Meine Mutter saß mit uns fünf Kindern, eigentlich ohne Einkommen, da. Wir hatte natürlich das Haus voller Flücht-

linge. Der große Park wurde aufgeteilt, als Grabeland.

Was bedeutet Grabeland?

Da bekamen Flüchtlinge oder Ausgebombte von dem Garten, sagen wir mal 100 oder 200 Quadratmeter. Die wurden abgemessen und dann konnten die die Wiese umgraben und Kartoffeln, Mais, Rüben oder Kohlrabi anbauen. Da war der ganze Garten praktisch in Parzellen aufgeteilt.

Wer hat den Garten aufgeteilt?

Die Gemeinde. Das wurde angeordnet, genauso, dass ins Haus Flüchtlinge kamen. Wir waren bis unters Dach belegt.

Die Flüchtlinge kamen aus dem Osten?

Zum Teil aus dem Osten und zum Teil waren es Ausgebombte. Leipzig war ja sehr zerbombt. Wir hatten Freunde von den Eltern, die waren total ausgebombt. Ich glaube, die haben sechs Jahre bei uns gelebt. Ein Onkel aus dem Wartegau, der musste sein Gut verlassen, der kam dann mit seiner Tochter mit Pferd und Wagen nach Leipzig, getreckt. Er war damals schon 80 Jahre. Die haben dann auch bei uns gewohnt. So war für viele eine Unterkunft da.

Hatten diese Menschen dann in Ihrem Elternhaus ein Zimmer?

Ja, und sie konnten Küche und die Toilette mit benutzen. Das war ja damals alles nicht so wie heute. In dem Riesenhaus waren nur drei Toiletten und zwei Bäder. Die wurden irgendwie aufgeteilt und gemeinsam benutzt.

Sie waren fünf Geschwister. In welcher Reihenfolge kamen die?

Ich bin die dritte. Also meine Mutter hat im Oktober ein Mädchen und nächstes Jahr im November eins bekommen. Drei Jahre später kam ich zur Welt. Dann kam meine Schwester, die ist drei Jahre jünger als ich,

und 12 Jahre später kam dann ein Sohn.

Also vier Mädchen und ein Junge. Der war dann Hahn im Korb.

Der war Hahn im Korb. Leider ist er als erster gestorben. Wir vier Mädchen leben alle noch. Meine älteste Schwester ist 93 Jahre und lebt in Berlin. Dann hab ich eine Schwester in Namibia, die ist 92. Die ist jetzt leider in einem Altersheim. Früher kam sie alle zwei Jahre für vier Monate immer zu mir. Auch meine anderen Schwestern besuchen mich öfter.

Wie war Ihre Kindheit?

Wir hatten viele Freiheiten. Wir haben den Garten benutzt, haben Baumhäuser gebaut und haben im Teich geangelt. Da waren Karpfen drin. Im Winter sind wir Schlittschuh gelaufen. Also wir hatten eine wunderschöne Kindheit.

Das ist doch schön, wenn Sie Ihre Kindheit so genießen konnten.

Wir hatten einen Kindergarten im Haus, für uns und die Vettern und Cousinen. Da kam jeden Tag eine Kindergärtnerin. An Weihnachten haben wir Aufführungen gemacht. Das war sehr schön.

Wo sind Sie zur Schule gegangen?

Ich bin in einem Vorort von Leipzig zur Schule gegangen. Vier Jahre zur Volksschule. Und dann aufs Gymnasium.

Hatten Sie in der Volksschule strenge Lehrer?

Ja, bei uns wurde noch mit einem Rohrstock auf die Finger geschlagen. Obwohl wir eine reine Mädchenklasse waren und das verboten war. Wir wurden auch alle Vierteljahr auf Läuse untersucht. Wir hatten einen Klassenlehrer, der lief mit Turnschuhen herum. Das war zum Entsetzen der Eltern.

Damals, in der Volksschule da gab es nicht solche Angebote wie jetzt, mit Klassenfahrten oder Ausflügen. Ausflüge ha-

ben wir, glaube ich nie gemacht. Das war da gar nicht üblich.



Bei uns wurde noch mit Holzkugeln gerechnet, mit Feder und Tinte geschrieben.

Da musste man aufpassen, dass es keine Tintenkleckse gab.

Ja, ja, da musste man schon aufpassen. Eine Tafel mit Schwamm und Läppchen hatten wir auch. Mit so kleinen Kästchen an der einen Seite und Linien auf der anderen.

Sie sind dann in Leipzig aufs Gymnasium.

Ja, in die Max Klinger Schule. Wir sind mit den Rädern gefahren. Das waren vielleicht 10 Kilometer. Bei schlechtem Wetter konnten wir auch mit der Straßenbahn fahren. Das Gymnasium wurde im Krieg aber Lazarett. Dann wurden die Klassen verteilt auf andere Gymnasien, die noch in Leipzig waren.

Was war Ihr Lieblingsfach?

4 aktiv dabei

Sport und Biologie. Dann kamen ja diese furchtbaren Angriffe auf die Schule. Da mussten wir Mädchen auch Nachtwache machen. In der Schule mussten wir auf Pritschen schlafen. Falls Bomben auf die Schule fallen, dass wir da mithelfen konnten. Ein Lehrer war immer dabei und so vier Mädels aus der Oberstufe. Wir hatten in Leipzig sehr viele Angriffe. Auf mein Elternhaus fielen auch Bomben. Da waren sämtliche Ziegeln vom Dach runter. Das waren rund 40 000 Ziegeln und die lagen im Garten verstreut. Meine Schwestern und ich sind auf den Speicher und haben die Brandbomben in den Garten geworfen, um einen Brand zu verhindern. Dann war's natürlich wieder ein Problem Ziegeln zu kriegen. Aber wir hatten einen Mieter, der hatte zu einer Ziegelei Verbindung. Da bekamen wir dann Ziegeln und die haben wir dann alle eigenhändig. mit einer großen Kette, wie das früher war, so Hand zu Hand von einem zum andern bis aufs Dach gebracht. Da hat die ganze Hausgemeinschaft mitgeholfen, das Dach wieder zu decken.

Sie haben sicher viele schlimme Erlebnisse in diesen Bombennächten gehabt?

Ja, ich hatte schlimme Nächte. Zum Beispiel hatte meine Schwester Diphtherie und war im Krankenhaus. Da war auch ein Großangriff auf Leipzig. Da hat meine Mutter gesagt, ich sollte mit dem Rad mal zu dem Krankenhaus fahren, nach der Ulla gucken. Die war damals 10 Jahre. Das hab ich auch gemacht. Das Krankenhaus war aber total ausgebombt und da haben die gesagt: „Die Patienten sind verlegt nach Dösen“. Das war außerhalb von Leipzig. Dann bin ich durch die brennende Stadt dorthin geradelt und da stand die Ulla hinter so einer Glasscheibe. Mit Diphtherie durften die nicht mit anderen Leuten in Kontakt kommen. Die

Betten waren so knapp, da haben sie die Diphtheriekranken zu Scharlachkranken mit in die Betten gelegt. Dann kriegte Ulla auch noch Scharlach dazu. Eine Tante von mir, die hat ihre 90jährige Mutter die Treppe runter getragen. Dann ist auch das Dach eingestürzt und die Mutter hat sie dann verloren. Da war ich ein paar Tage dort und habe mitgeholfen wieder aufzuräumen, was ging. In der Nachbarschaft war eine Familie, die kannten wir eigentlich gar nicht, aber man hat ja überall geholfen, wo was zu helfen war. Da hatte ein Student seine Doktorarbeit bei dem Angriff verloren. Die war überall verstreut. Jedes Blatt, das ich da gefunden habe und das er gefunden hat, haben wir eingesammelt. Er war dann selig und hat sich bedankt. Jahrelang hab ich dann noch so Kleinigkeiten von der Familie gekriegt, weil ich damals mitgeholfen habe. Das war die Kriegszeit und dann war ja die Nachkriegszeit. Dann ging das ja nochmals los. Am Kriegsende waren bei uns zunächst die Amerikaner und dann die Russen. Das war auch schlimm, was da passiert ist. Auch Leute die ihre Familie angezeigt haben, die dann abgeholt wurden. Es sind viele umgekommen nach dem Krieg. Abgesehen von den vielen die im Krieg umkamen und gefallen sind.

Ist Ihr Bruder auch im Krieg gefallen?

Nein, der ist als Nachkömmling erst 37 geboren. Der wurde dann verschickt. Weil die Kinder ja aus der Stadt raus sollten. Und da hat er in einem Gutsbetrieb in Thüringen gewohnt, wo meine Schwester Gutssekretärin war. Eine Freundin meiner Schwester, die auch mit auf dem Gutsbetrieb gearbeitet hatte, wurde erschossen, weil sie mit einem Russen was angefangen hat. Gar nichts Gravierendes, hat ihm wohl ein bisschen Brot gegeben. Alle Gutsangestellten mussten zur Abschreckung zusehen.

Wie war das mit Ihrer Ausbildung? Wann haben Sie die Schule beendet?

Ich hab 44 mein Abitur gemacht. Dann musste ich erst mal zum Arbeitsdienst nach



Niemegk. Das ist bei Berlin. Da war ich ein halbes Jahr beim Bauern. Dann wurden wir einberufen in die Rüstung. Da haben wir am Fließband Granaten gedreht. Das war mitten in Treptow in Berlin und jede Nacht Angriffe. In Berlin war es ja schlimm. Wir mussten jede Nacht raus. Sind dann über den Hof gerannt in so Unterstände und sahen dann immer schon die „Christbäume“ runter fallen. Dann war man todmüde und morgens ging's dann wieder an die Maschinen.

Da hatten Sie sicher große Angst?

Natürlich hatten wir Angst. Wir hatten natürlich auch Angst um unsere Angehörigen in Leipzig. Weil da auch überall Angriffe waren.

Da konnte man ja nicht so kommunizieren, wie heute.

Nein. Telefon das ging ja meistens nicht und die Eisenbahn ging ja auch kaum. Besuch war ja sowieso nicht drin.

Wo haben Sie in Berlin gewohnt?

In einem Fabrikbetonraum, auf dem Betonboden waren Doppelbetten aufgestellt. Da haben wir gewohnt. Dort wurde auch gekocht. Aber sonst war da alles sehr primitiv mit Hygiene und so weiter.

Wo haben Sie das Kriegsende erlebt?

Das Kriegsende habe ich in Leipzig erlebt. Im März war ich in Leipzig. Mein Vater hatte aus dem Krieg immer geschrieben, wir sollen zuhause bleiben. Ja nicht auf die Flucht gehen. Und das haben wir auch gemacht. Dann kam der Amerikaner, wie gesagt, nach Leipzig. Ich hatte zu derzeit eine schlimme Augenkrankheit Ich weiß nicht, wie ich dazu kam. Das einzige Gute war, wir kriegten an unsere Wohnungstür ein Schild „Infektionsgefahr“. Die Russen, genauso die Amerikaner, hatten ja wahnsinnige Angst vor Infektionsgefahr. So kamen die nicht in unser Haus. Wir waren ja vier Mädchen. Meine Schwester, die war dann auch aus Thüringen gekommen. Meine älteste Schwester war in Dresden Krankenschwester. Die hatte ja auch fürchterliches erlebt. Und alles hat sich dann wieder zu Hause gesammelt.

Wie ging es mit Ihrem Berufswunsch weiter?

Ich wollte ja zum Studium. Ich wollte Gartenarchitektin studieren. Die Universitäten waren ja zu und dann haben wir mit einem Gartenarchitekten gesprochen, der hat gesagt: „Machen Sie erst mal eine Lehre. Eine Gartenbaulehre.“ Dann habe ich eine Gartenbaulehre in Leipzig gemacht. Das war dann Ende 45.

Da habe ich zwei Jahre gelernt. Meine Schwester, die hat gesagt, ich geh auch in eine Gärtnerei, da kriegt man wenigstens Gemüse. Wir hatten auch eine sehr nette Chefin. Meine Mutter hat uns immer in so Militäressgeschirr das Essen getan. Das war

damals aus Aluminium und wenn man im Sommer in die Gärtnerei kam, war das oft schon gegoren. Die Chefin hat das dann weggeschüttet und



hat uns Kartoffeln und Möhren, irgendwas gekocht. Die war sehr nett. Ich wollte gerne studieren. Dann haben wir gesagt, wir gehen schwarz über die Grenze. Meine Schwester wollte nicht studieren, aber sie hat gesagt, ich gehe mit Dir. Dann sind wir schwarz über die Grenze nach meiner Gesellenprüfung. Dann habe ich gesagt, ich würde gerne nach Stuttgart nach Hohenheim. Da ist eine große Gartenbauuniversität, Landwirtschaft und Gartenbau. Dann haben wir uns auch schwarz durchgeschlagen. Es war schlimm.

Waren Sie den ganzen Weg zu Fuß unterwegs?

Nein, nur über die Grenze auf Schleichwegen. Ich weiß nicht mehr genau wie das ging. Man musste sehen welche Züge gehen. Manchmal haben wir hinten auf dem Puffer gestanden und dann waren so viele Soldaten in den Zügen. Die haben uns dann durch die Fenster reingezerrt.

Ich kam nach Hohenheim und wollte Gartenbau studieren. Dann hat man mir gesagt: Jetzt kommen erstmal die Heimkehrer dran. Keine Frauen. Jetzt müssen die Studienplätze für die Heimkehrer da

sein. Der Professor sagte: „Ich habe eine Anfrage vom Fürsten Wallerstein, der sucht einen Gärtner für seinen Gutsbetrieb. Vielleicht nimmt er auch eine junge Frau.“ Und so war das dann auch. Meine Schwester und ich, sind dann nach Möchsdeggingen, das ist in der Nähe von Nördlingen. Dort wurden wir als Flüchtlinge miserabel behandelt. Die Großbauern von Bayern, die nichts verloren hatten. Die haben uns eingesperrt, ein bisschen was zu trinken, ein bisschen Weißbrot, den ganzen Tag nicht um uns gekümmert und am nächsten Tag hat mich der Chef in sein Büro geholt und hat gesagt, ich nehme sie. Sie können anfangen. So kam ich auf den Gutsbetrieb, auch wieder schwarz über die Grenze. Dann war ich dort und mein Mann war als schwer Kriegsbeschädigter dort als Lehrling. Da haben wir uns kennengelernt. Das waren natürlich Zufälle, wie es sie eben im Leben gibt.

Mein Mann war da Lehrling und er humpelte, weil er eine Beinverletzung hatte und eine Schädelverletzung. Nah ja, wir haben uns dann angefreundet. Als mein Aufenthalt abgelaufen war, musste ich nach Hofmorschendorf. Das war so ein Grenzort, wo ausgewiesen oder reingelassen wurde. Da wollten sie mich zurückschicken nach Leipzig, weil meine Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen war. In der Zwischenzeit hatte ich mich aber in Weihenstefan bei München beworben. Da ist auch eine Gartenbauuniversität. Die hatten mir zurückgeschrieben. Wir können Sie nicht nehmen, Sie sind nicht katholisch, Sie sind aus Sachsen und haben mich abgelehnt.

Dieses Schreiben hatte ich Gott sei Dank mit in diesem Auffanglager, das hab ich dann vorgelegt und die haben gesagt, ja vielleicht lockert sich alles. Wir schicken Sie wieder zurück auf den Gutsbetrieb. Dann war ich da ein Jahr oder anderthalb. Dann musste ich dort weg, weil die Aufenthaltsgenehmigung wieder abgelaufen war. Dann bin ich nach Stuttgart in eine Gärtnerei. Mein Mann hat die Lehre beendet und ist

dann auf eine Ackerbauschule in Triesdorf gegangen. Dann haben wir uns verlobt. Mein Mann hat noch eine weitere Ausbil-



dung als Techniker gemacht. Ich bin auch zu einem anderen Gärtner noch in Straßkirchen gegangen in der Nähe wo mein Mann auf dem Gutsbetrieb war. Dann haben wir in Straßkirchen geheiratet. Das war bei Straubing.

Wann war das?

Das war 1950. Das war auch ein bisschen lustig. Bei der Trauung hat der Standesbeamte gesagt. Gärtnerin Gertraud Rost, wollen sie den Lehrling Josef Niopek heiraten? Das haben wir auch gemacht. Von dort aus sind wir zur kirchlichen Trauung nach Leipzig, auch wieder schwarz. Wenn ich ihnen das alles erzähle das wären Romane. Ein Onkel, der Tuchhändler war, hat uns so Tuchproben mitgegeben, damit wir an der Grenze sagen konnten, wir wollen Kontakt mit

der DDR anknüpfen, als Kaufleute aus dem Westen. Wir haben die Wollsorten auswendig gelernt. Und als wir an die Grenze kamen, da war so eine wilde Russin, die sagte: „Raus raus“. Dann haben wir die ganze Nacht, eigentlich unsere Hochzeitsnacht, auf so einem kalten, kaputten Bahnhof an der Grenze gesessen und haben gedacht, oh Gott. Ich wollte schon wieder zurück nach dem Westen und hab gedacht ich halt das nicht aus. Mein Mann war aber eisern. Er hat gesagt, nein, wir warten hier. Meine Mutter hat in Leipzig schon auf ihre Lebensmittelkarten ein bisschen was zusammengespart und ein paar Leute eingeladen. Am nächsten Tag war ein anderer Russe da und hat gesagt: „ Ursula macht alles verkehrt“, und hat uns unsere Ausweise gegeben. Dann sind wir nach Leipzig gefahren.

Dann konnten Sie Ihre Hochzeit feiern.

Also es war furchtbar kalt. Minus 17 Grad und hier in dem Riesenhaus, das war ja kaum zum Heizen. Ein Onkel, der bei uns auch wohnte und geflüchtet war, schenkte meinem Mann und mir zwei Briketts. Damit wir unseren Kanonenofen im Schlafzimmer warm machen konnten.

Das war dann sein Hochzeitsgeschenk.

Ja. Meine Mutter stand immer mit dem Föhn, um die Heizrohre aufzutauen. Mein Mann war noch ins Leihhaus gegangen, hat sich einen Anzug geliehen und ein paar Schuhe von Freunden, die viel zu groß waren. Die wurden vorne ausgestopft und ich hatte ein Kleid von einer Schneiderin nähen lassen, aber bei dieser Kälte. Es war eine Hochzeit, die sich heutzutage keiner vorstellen kann. Meine Schwester hat dann noch mit so einem alten Blocker einen langen Flur geblockt. Hinten war die Toilette. Sie kam gegen das Klobecken, das in tausend Scherben sprang. Das am Hochzeitstag. In der DDR, ein Wahnsinn, so was wieder zu kriegen.

Mein Mann in seinem geliehenen schwarzen Frack hat die Kloscherben mit dem Lei-

terwagen zu einem Handwerker, den meine Eltern von früher kannten, gefahren. Der hatte noch eins auf dem Speicher. Mein



Mann im schwarzen Anzug mit dem Klobecken hinten drauf wieder nach Hause. Dann sind wir in so einem alten Taxi zur Kirche gefahren. 17 Grad minus, keine Gäste, keine Leute. Mein Mann hatte die Taschen voller Pfennige. Das war früher so Brauch, dass man Pfennige den Kindern zu warf. Es war keine Seele da. Mein Strauß den ich hatte, war aus Maiglöckchen, im Dezember. Aber nur deshalb, weil Leipzig eine Metropole ist von Maiglöckchenzucht. Die hingen runter als ich aus dem Taxi stieg. Der Fotograf war auch nicht da. Also jedenfalls wurden wir getraut, sind dann nach Hause und meine Mutter sagte: „Ich hab kein Hochzeitsbild. Ich bestell den Fotografen nochmal für den nächsten Tag“. Da haben mich meine Schwestern wieder an-

gezogen im Schleier. Ich sah aus wie Witwe Bolte. Mein Bruder hatte keine Lust sich wieder gut anzuziehen. Und da sind Bilder entstanden.

Wann kam ihr erstes Kind zur Welt?

Das war 53, der Reinhard. Da waren wir unten in Bayern. Der ist ein Bayer.

Durch die Berufstätigkeit Ihres Mannes sind Sie ja viel umgezogen.

Ja. Von Bayern sind wir nach Hannover, weil mein Mann beim Bundesamt für Saatzuchtkontrolle eine Stelle bekam. Unser Reinhard war vielleicht ein viertel Jahr. Nach einem halben Jahr bin ich nach gezogen. Wir hatten ja keine Möbel. Da hat uns eine Tante aus Passau Möbel geschickt. Die haben wir dann in einem Güterwagen mit Stroh verpackt, hoch geschickt nach Hannover.

Ihr Mann hat aber noch ein Studium gemacht?

Ja. Er hat die Begabtenprüfung gemacht und dann Landwirtschaft studiert. Deshalb sind wir von Hannover nach Gießen gezogen. Dort haben wir zwei Zimmer gehabt, kein Bad, nur ein Klo vor der Tür. Aber wir brauchten nur 28 Mark Miete zu zahlen. Und es war eine sehr nette Hausgemeinschaft. Mein Mann hat dann studiert, hat seinen Doktor gemacht. Als mein Mann beim Studium war, habe ich ihm viel geholfen. Er hatte eine alte Schreibmaschine. Da haben wir nächtelang auch Lehrbücher abgeschrieben, weil wir das Geld nicht hatten, um die zu kaufen. Inzwischen wurde ein zweiter Sohn geboren. Der Wolfgang ist Jahrgang 56. Mein Mann war 59 fertig und hat dann eine Stelle in Schleswig-Holstein bekommen. In einer großen Kartoffelsaatzucht in Waringholz.

Das heißt Sie sind wieder umgezogen.

Ja. Wieder die Möbel in den Güterwagen. Da kamen wir dann in Schleswig Holstein an. Die hatten vom Gutsbetrieb einen Lei-

terwagen geschickt. Da haben wir die Möbel draufgepackt. Der Chef hat uns gefragt, wann unsere Möbel kämen. Dann haben wir gesagt: „Das ist alles“. Das hat er furchtbar gefunden, dass sein Saatzuchtleiter so primitiv wohnt und hat gesagt, er gibt uns einen Kredit. Hat mein Mann gesagt: „Ich weiß gar nicht, ob es mir bei ihnen gefällt. Die Möbel sind in Ordnung“. Dann kam 1961 der dritte Sohn der Jörg. Die Kinder gingen in die Schule. Jörg konnte nicht in den Kindergarten, weil es dort keinen gab. Die sagten: „Bei uns sind die Großmütter da, die passen auf die Kinder auf.“ Ich hatte viel zu tun mit dem großen Garten. Wir haben alles angebaut und selbst geschlachtet. Auch in der Studentenzeit haben wir Holz aus dem Wald geholt, die Milch vom Bauern und haben in einem Schrebergarten alles angebaut. Ich hatte viel Arbeit und die drei Kinder. Der eine der ging dann ins Gymnasium in Itzehoe der andere ging in die Dorfschule. Da waren 20 Kinder von 6-14 in einem Raum. Die einen mussten malen, die anderen mussten ein Gedicht lernen, die anderen kriegten Diktate.

Ja und dann waren wir dort sieben Jahre und der Chef der hatte vier Söhne und da hat mein Mann immer gedacht, eines Tages wird es heißen, Herr Doktor, Sie sind mir zu teuer. Meine Söhne können das machen.

Wie sind Sie dann nach Speyer gekommen?

Es gab eine Amtsausschreibung für eine freie Stelle in Speyer. Das klappte dann. So sind wir 66 nach Speyer gekommen, zum Bundessortenamt.

Sie haben ja immer in Gärtnereien gearbeitet, bis Ihre drei Söhne dann auf der Welt waren. Waren Sie auch in Speyer beruflich tätig?

Zunächst nicht. Ich habe aber eine Ausbildung als Hauswirtschaftsmeisterin ge-

macht. Das war von 1976 bis 1978 in Dudenhofen, von der Volkshochschule Ludwigshafen aus. Dann rief mich der Direktor der VHS in Ludwigshafen an, und fragte, ob ich bei den Meisterinnen Haushaltstechnik, Einrichtung der Wohnung unterrichten möchte. Das habe ich 20 Jahre gemacht. Da war ich Lehrerin.

Hat Ihnen das Unterrichten Freude gemacht?

Sehr große Freude. Die Frauen kamen ja alle freiwillig, die wollten ja lernen. Ich habe in Harthausen, Mutterstadt, Maxdorf und Limburgerhof unterrichtet. Die Volkshochschule in Speyer sprach mich dann auch an und so habe ich auch in Speyer unterrichtet. Sie wollten mich in Dudenhofen auch als Kursleiterin für Blumenstecken. Da hab ich gesagt: „Gärtnerin und Floristin sind zwei Paar Stiefel“. Dann habe ich einen Kurs für Floristinnen besucht. Nach einem halben Jahr gab es auch ein Zertifikat. Danach habe ich 20 Jahre Blumenstecken in Waldsee, Otterstadt, Altrip und Römerberg unterrichtet.

Hatten Sie einen Führerschein, denn Sie mussten die ganzen Orte ja auch erreichen?

Ja, ich hatte einen Führerschein. Das war auch gut so. Es hat mir großen Spaß gemacht. Es war auch schön, eigenes Geld zu verdienen.

Wie lange wohnen Sie schon hier in diesem Haus?

Seit 1970.

Haben Sie Unterstützung oder machen Sie alles alleine?

Alle vierzehn Tage habe ich eine Putzhilfe, die mir hilft. Und im Frühjahr lasse ich mir von einem Gartenbaubetrieb alles schneiden. Und voriges Jahr habe ich mir auch eine Gärtnerin geholt, die mir geholfen hat Unkraut jäten. Meine Enkel, die mähen mir den Rasen und wenn ich zu meinen Söh-

nen sage: „Ich werde nicht fertig“. Dann kommen sie auch zum Helfen.

Sie haben drei Söhne und wieviel Enkel?

Neun Enkel. Aber eins ist leider gestorben. Und ich habe drei Urenkel und das vierte ist unterwegs.

Da haben Sie doch viel Freude.

Sehr viel Freude. Von Kindergarten an waren alle jeden Freitag bei mir zum Essen.

Die haben sich gefreut, wenn die Oma gut gekocht hat.

Ja die haben sich gefreut. Und sie konnten im Garten rumtoben und auch mit meinem Mann an der Hobelbank arbeiten. Haben mir auch viel im Garten geholfen.

Das war eine enge Verbindung.

Das war und ist eine große Verbindung. Jetzt wo sie alle schon erwachsen sind und auch schon eigene Familien haben, hab ich jedes Jahr einmal einen Enkeltag gemacht. Und dann kamen sie alle zu mir zum Essen. Und ich hab gefragt, was soll ich kochen? Ja Omaessen, Kartoffeln, Fleisch, Gemüse und Pudding oder rote Grütze zum Nachtisch.

Das war das Omaessen?

Ja. Da haben sie sich auch immer gefreut. Auf diese Art und Weise haben sich die Enkel dann auch mal gesehen. Fünf sind in Speyer und drei sind in Stuttgart, eine in Göttingen, die haben dort ihre Berufe, aber wenn's möglich ist, sind die dann auch dabei.

Das finde ich schön, dass die Großmutter durch den Enkeltag auch dafür sorgt, dass die Enkel sich treffen können und die Verbindung bleibt.

Ja und Tradition ist auch, dass alle am ersten Ostertag am Nachmittag zum Kaffee zu mir kommen und zum Ostereiersuchen. Also wir suchen immer Ostereier und die finden das wunderschön.

Immer noch?

Immer noch. Ich bin aber von Geschenken soweit abgekommen, weil das zu unermesslich ist. Aber ich kauf dann auf dem Markt 50 gefärbte hartgekochte Eier. Die verstecke ich natürlich sehr gut und schwierig und die finden das alle super. So groß wie die sind, die sind ja nun schon über 30, aber Ostereier werden immer gesucht. Die kleinen mit den Körbchen und die großen suchen die ganz schwierigen Sachen.

Und den ersten Weihnachtstag zum Kaffee kommen auch immer alle zu mir. Wenn sie nicht zu den Schwiegereltern grade gehen. Jedenfalls wer kann, kommt am ersten Weihnachtstag.

Das ist so Tradition.

Ja. Dann backe ich auch den Kuchen. Also nicht zum Abendbrot und auch nicht zum Mittagessen. Das habe ich früher gemacht. Aber das ist mir zu viel Arbeit. Heiligabend bin ich dann bei meinem Sohn und seiner Familie oder bei meinem Enkel. Wenn ich Geburtstag habe, das ist auch Tradition, gibt es Kartoffelsalat und Würstchen, abends. Weil ich im Mai Geburtstag habe, dann können wir draußen sitzen und die bringen ihre Gitarren mit und dann machen wir es gemütlich.

Sie haben wirklich ein enges Familienleben?

Ja. Und das finde ich auch gut.

Sie halten zusammen.

Das hoffe ich auch sehr, dass das, so bleibt, auch wenn ich nicht mehr lebe.

Da sind sie stolz auf ihre Kinder und Enkel.

Ja sie sind auch sehr lieb. Ich muss auch sagen, ich habe eine gute Familie. Auch mit Erbangelegenheiten gab es keinen Ärger.

Das hat man selten.

Ja, gerade bei einer Erbegemeinschaft. In meinem Elternhaus ist jetzt das Verwaltungsgericht Leipzig. Da sind jetzt 28 Richter drin. Wenn wir nach Leipzig kommen, können wir immer rein. Ein Neffe von mir hat es gekauft. Der hat es jetzt vermietet ans Verwaltungsgericht. Er hat keine Kinder aber eine Frau und lebt in Amerika. Denen geht es finanziell sehr gut. Er ist Mäzen für Musikstudenten und bei uns im Haus in der Diele ist dann alle Vierteljahr vom Konservatorium in Leipzig ein Konzert. Da waren wir auch schon ein paar Mal.

Ihre Familie ist Ihnen wichtig. Ihre Mutter hat Sie da sicher geprägt?

Meine Mutter hatte eine behütete Kindheit, mit Kindermädchen, Kutschfahrt, Stubenmädchen, Köchin, aber was meine Mutter im Krieg geleistet hat, ist enorm. Sie ist jede Nacht nach einem Angriff in die Schule gegangen und hat gekocht für die Ausgebombten. Früh ist sie zurück, dann sind wir Kinder aufgestanden, sie hat uns Frühstück gemacht. Wir hatten ja auch schlimme Leute im Haus, die sich miserabel benommen haben, geklaut, sich geprügelt haben usw. Das hat sie souverän geleistet. Mein Vater war ja nicht da. Als Vati dann aus dem Krieg zurückkam und Mutti hat gesagt, morgen machen wir das und das, dann hat er gesagt, jetzt bin ich wieder zu Hause und bestimme. Also ich glaube, das ist manchen Frauen so gegangen, dass sie viele Jahre alleine alles machen mussten. Dann kamen die Männer wieder, dann haben die gesagt, jetzt haben wir wieder

das Sagen. Es war nicht leicht für die Frauen und Männer.

Das gab auch Konflikte.

Das gab Konflikte, weil die Frauen selbständig waren.

Wie haben Sie das Kriegsende in Leipzig erlebt?

Als der Krieg aus war, ich seh mich noch, ich stand oben am Küchenfenster. Dann kamen die Amerikaner geduckt mit Gewehren auf unser Grundstück. Haben an dem Haus geklopft. Wie gesagt, es bestand durch meine Augenkrankheit Infektionsgefahr. Da haben die sich wieder verdrückt. Wir lebten alle im Keller. Die letzten Jahre, wo die vielen Angriffe waren, haben wir alles in unserem Heizungskeller im großen Haus gebracht. Matratzen und Decken usw. Dann haben wir immer im Keller geschlafen, auch die Leute, die bei uns am Kriegsende waren. Und wir haben dann im Keller gelebt.

Ihr Mann ist schon länger verstorben. Wann war das?

Das war am 5. Januar 2010.

An was war Ihr Mann erkrankt?

Er hatte Alzheimer und Parkinson. Aber mein Mann war schwer kriegsbeschädigt. Er war kopfverletzt und ich denke, dass es damit auch zusammenhing.

Da kam alles zusammen.

Ja. Es begann so 10 Jahre vor seinem Tod, dass er sich nicht mehr zurecht gefunden hat.

Haben Sie ihn gepflegt?

Ja, ich hatte aber auch einen guten Pflegedienst. Mein Mann war aber bis zuletzt zu Hause.

Das war sicher nicht immer einfach?

Nein. Er ist auch manchmal weggelaufen, dann mussten wir ihn suchen. Oder er hat

sich in der Wohnung verlaufen und ist hingefallen.

Die Familie war da auch an ihrer Seite.

Ja, doch. Sie haben mir alle geholfen.

Auch Ihre Enkel?

Ja die Enkel auch. Die haben meinen Mann auch mit dem Rollstuhl in den Garten gefahren und auch mal spazieren gefahren. Als er bettlägerig war, da hat sich der eine mit ins Bett gelegt zu ihm, damit der Opa nicht so alleine war. Oder sie haben mit ihm erzählt, auch Spaß gemacht. Mein Mann hatte trotz allem einen so trockenen Humor. Die Kinder haben sich dann totgelacht. Die Enkel, haben den Opa aber nie ausgelacht. Sie haben mit ihm gelacht. Sie haben ihn immer respektiert und keine Angst vor ihm gehabt, obwohl er oft so schwierig war.

Das war für Sie auch wichtig.

Für mich sehr wichtig.

Wie geht es Ihnen gesundheitlich?

Es geht mir gut. Ich habe vor vier Jahren meine Armkugel gebrochen. Da bin ich in der Wohnung hingefallen und seit dem bringe ich den Arm nicht mehr hoch. Aber ich kann eigentlich alles machen und hab einen Notrufknopf.

Müssen Sie viele Medikamente nehmen?

Nein nicht so viel.

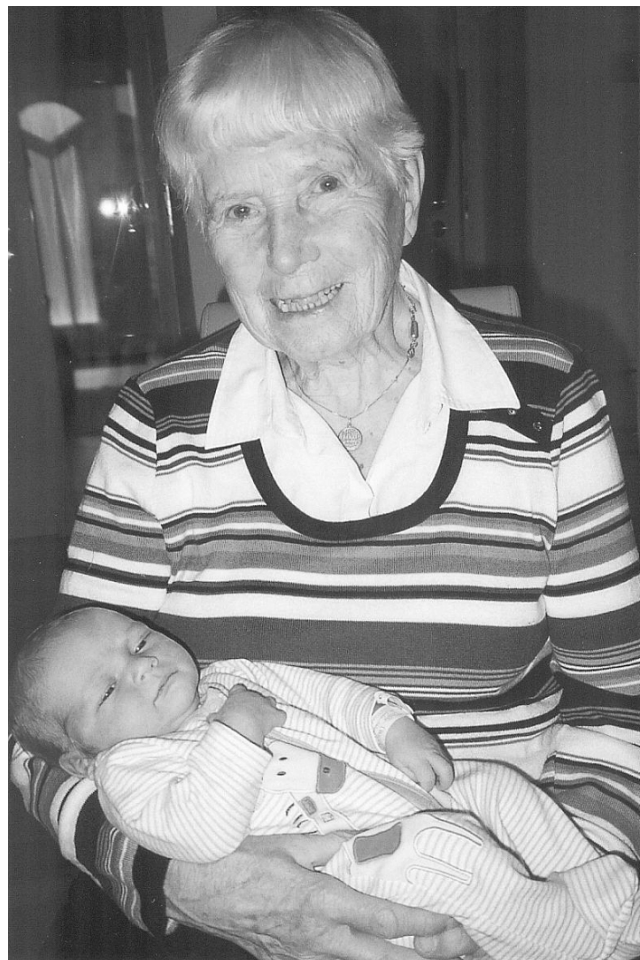
Sie sind richtig fit.

Ja, ich mache auch den Friedhof noch. Fahr noch Auto. Aber ich will es abgeben demnächst. Ich tu mir ein bisschen schwer, den Entschluss zu fassen. Vielleicht Ende des Jahres.

Dann holen Sie sich die Karte ab 60. Da können Sie wunderbar unterwegs sein.

Ja, ich habe eine sehr gute Busverbindung.

Sie haben so viel Lebenserfahrung in ihrem Leben gesammelt. Sie haben das Leben von ganz unterschiedlichen Seiten kennengelernt. Was würden Sie



jungen Menschen gerne als Rat oder Tipp mit auf ihren Lebensweg geben?

Ich würde jungen Leuten auf alle Fälle sagen, sie sollen sich einen Beruf erarbeiten, der ihnen Freude macht. Ohne Freude ist da nichts zu machen. Die müssen Spaß am Beruf haben. Das finde ich ganz wichtig.

Auch, dass die Frauen ihren Beruf ergreifen. Also erstens, dass sie einen Beruf erlernen und dass sie immer zu ihrer Familie halten. Ich finde, das ist doch irgendwie ein Nest, wo man sich immer wieder reinflüchten kann. Auch wenn mal was schief läuft. Dass

die Geschwister sich gegenseitig um Rat fragen. Ich finde das unheimlich wichtig, dass die Familie zusammenhält.

Das ist eine Sicherheit.

Man wird aufgefangen. Ich finde, das sollte die Jugend nie vergessen. Das würde ich als sehr wichtig finden.

Sind Sie mit Ihrem Leben, wie es verlaufen ist, zufrieden?

Ja, und sehr dankbar, dass ich noch so viel Schönes erleben darf. Ich möchte aber auch den Älteren den Rat geben, sie sollen sich nicht verschließen. Es wird so viel geboten für die Senioren. Ich finde das schlimmste ist, da bin ich auch manchmal erschüttert, wenn ich Besuche im Altersheim mache, dass viele Alte im Flur sitzen, sich weder miteinander unterhalten noch irgendetwas machen. Dass sie so in den Tag hinein leben. Manche verschließen sich und haben keinen Besuch. Das sind so Sachen, die ich traurig finde. Manche sagen, ach es kommt keiner zu mir. Aber man kann sich ja auch mal melden.

Sie machen das. Sie sind ein aktiver Mensch.

Ja, eigentlich ja.

Das waren Sie immer in Ihrem Leben lang.

Immer. Wir haben immer schwer gearbeitet. Leipzig war ja kaputt. Ich habe als Trümmerfrau gearbeitet, die Steine geklopft. Dann habe ich in der Gärtnerei gelernt, weil ich nicht studieren konnte. Da haben wir die schweren Schubkarren gefahren, die großen Kästen getragen, um die Kessel zu heizen. Es war ja alles Schwerstarbeit. Aber es ist uns anscheinend gut bekommen. (lacht). Ich kann jetzt noch sehr aktiv sein. Ich gehe in den Bastelkreis der Johanneskirche, bin bei der Sudetendeutschen Landsmannschaft Mitglied, gehe jede Woche zur Sitzgym-

nastik. Ich besuche auch gern Konzerte und habe einen netten Freundeskreis. Meine Enkel lachen immer, wenn sie fragen: „Oma, wann hast Du mal Zeit?“ Ich antworte dann: „Da muss ich erst mal in den Kalender gucken“. Denn ich gehe auch gerne zu ihren Hockey-, Volleyball- oder Tennisspielen. Ein Enkel gibt hier im Haus einmal in der Woche Musikunterricht. Es macht mir großen Spaß am Leben der Jugend teilzuhaben. Alle meine Aktivitäten sind aber nur möglich, weil ich relativ gesund bin. Dafür bin ich sehr sehr dankbar.

Frau Niopek, vielen Dank für das offene interessante Gespräch. Ich wünsche Ihnen noch viel Freude mit Ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln.

Das Gespräch führte Ria Krampitz
veröffentlicht in
„aktiv dabei“ Ausgabe 2/2016